Ulrich Bach

Millimeter-Geschichten

Texte zum Weitermachen

Lese-Zeichen

ULRICH BACH

Millimeter-Geschichten

Texte zum Weitermachen

VANDENHOECK & RUPRECHT
IN GÖTTINGEN

Lese-Zeichen

In der Reihe Lese-Zeichen erscheinen Bücher der Verlage:
Burckhardthaus-Laetare · Calwer · Chr. Kaiser · Ernst Kaufmann
TVZ · Vandenhoeck & Ruprecht

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Bach, Ulrich:
Millimeter-Geschichten: Texte zum Weitermachen / Ulrich Bach. – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1981.
(Lese-Zeichen)
ISBN 3-525-63345-9

Umschlag: Michael Rechl

© Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1981. – Printed in Germany. – Alle Rechte des Nachdrucks, der Vervielfältigung und der Übersetzung vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, das Werk oder Teile daraus auf photomechanischem (Photokopie, Mikrokopie) oder akustomechanischem Wege zu vervielfältigen. –
Satz und Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen.
Bindearbeit: Hubert & Co., Göttingen.

Inhalt

Uns besuchten 7
Ich mag damals 9
Welcher Lehrer 11
Hans-Norbert. 12
Das Krippenkind 13
Ein Stein tanzte 14
Die Frage ist. 15
Na klar. 18
Ich war kürzlich 19
Neulich hörte ich 20
Die Leitung einer 23
Gestern trafen wir 24
Als man ihm. 26
Während die andern. 27
Alfons war 29
Die Schreie im Wald. 31
Schade, daß sie. 32
Gestern las ich 34
Kann ja sein 36
Typisch. Die Hauptpersonen 37
André Gide hat 39
Ich bin mal wieder 40
Wir hatten Mühe 41
Wieviel Prozent. 42
Es ist ganz hübsch 43
Manche Bilder 44
Er trug noch 46
Auch Kurzsichtigkeit 47

Abendkühle 48
Da gibt es Leute 49
Wenn ich einmal 51
Zuerst fiel mir 52
Seit dem November 54
Um seinen Sohn 55
Dreitausendvierhundertundsiebenundzwanzig 56
Als ich aufwachte 58
Woher stammt denn 60
Früher dachte ich 61
Wenn ich Mandelkuchen 63
Abschließend 65

Uns besuchten Theologie-Studenten. Angehende Pastoren und angehende Lehrer kamen in die Volmarsteiner Anstalten. Wir sprachen miteinander über Behinderte in unseren Gemeinden, in unserer Gesellschaft. Wir sprachen von uns, von unserer Art zu leben, zu denken, zu sprechen. „Hauptsache: gesund", „meine Selbständigkeit ließe ich mir niemals nehmen", „Gott macht uns stabil": Wer so redet, drängt damit automatisch jeden an den Rand, der nicht völlig gesund ist, der auf Hilfe angewiesen bleibt, der in irgendeinem Sinne oft unstabil ist.

Es entstand eine Pause, eine spürbar kreative Denkpause. Dann fragt mich jemand: Müßten wir nicht auch über die Machbarkeit dieser Dinge sprechen? Könnten Sie uns da vielleicht ein paar Tips geben?

Ich sage: Die Frage nach der Machbarkeit ist doch das Zweite. Zunächst geht es um die Frage: Wer bin ich: Gebe ich zu, daß ich Schwächen und Ängste habe? Sehe ich, daß ich den „armen Lazarus" nicht nur versorgen soll, sondern daß er mich auch therapieren könnte? Bin ich bereit, mich einzugliedern in die große Schar derer, die sich gegenseitig nötig haben? – Zur Frage, was Sie in dieser Sache später tun sollen, kann ich Ihnen nur raten, das Entwerfen großer Strategien und Programme anderen Leuten zu überlassen, und zu versuchen, in Ihren Gemeinden und Schulen ein Klima der Ermutigung entstehen zu lassen. Worauf es da ankommt, sind kleine, aber enorm wichtige Schritte.

Und dann erwähnte ich ein paar solcher Schritte, die so klein seien, daß ich meine Berichte darüber am liebsten (dieser Ausdruck kam mir plötzlich auf die Zunge) „Millimeter-Geschichten" nennen würde.

Ich erzählte von einer Dame, die seit fast siebzig Jahren in unserer Einrichtung lebt. Sie kommt fast regelmäßig zu unserer Bibel-Besprech-Stunde, die ich in einem der Häuser eingerichtet habe. Eine unserer „Spielregeln" heißt: Jeder darf das sagen, was ihm jetzt wichtig ist. Diese Dame – wir saßen

vielleicht zu zehnt um den Tisch – erzählte von einem kürzlich verstorbenen Angehörigen und von dem, was sie da bewegte. Dann schaute sie mich an: Also das können Sie mir glauben, früher hätte ich mich ja nicht getraut, bei so vielen Leuten so viel zu reden. – Ich war im Beruf selten so glücklich wie in diesem Augenblick.

Ich erzählte, wie es einmal einer resoluten Frau fast die Sprache verschlug. Ziemlich sicher hatte sie gefragt: Hat denn eigentlich irgend jemand wirklich etwas von Eurer ganzen Club-Arbeit? (Es ging um einen Club der Behinderten und ihrer Freunde.) Ihr antwortete ein junger Mann, nichtbehindert, etwas scheu, Clubmitglied: Ich; ich fühle mich bei unseren Treffen so stark angenommen, wie sonst wohl nie.

Ich erzählte drei oder vier solcher Begebenheiten und sagte dann zu dem Frager: Jetzt sind Sie gewiß ein bißchen enttäuscht. Nein, sagte der; überhaupt nicht, wären Sie mir mit großen Programmen gekommen, dann hätte mich das nur erdrücken können. Ihre „Millimeter-Geschichten“ könnten mir Mut machen zu eigenen Millimeter-Schritten.

ICH MAG DAMALS fünfzehn gewesen sein.
Es war kurz nach dem Kriege.
Wir „Großen“ wurden mit herangezogen
bei der Haussammlung fürs Hilfswerk.
Mit einer Liste und einer Schachtel
klapperte ich ein paar Häuserblocks ab.
So kam ich zu Frau Winter.
Das Haus war noch stark beschädigt.
Im Treppenhaus fehlte das Geländer,
in den Fenstern das Glas.
Alte Bretter waren der Ersatz
und ein Stück Rollglas, damit etwas Licht hereinkam.
Eines jener Mehrfamilien-Häuser
mit Klo auf der halben Treppe,
in jedem Stockwerk ein Wasserhahn im Flur.
Ich klopfte und bin sofort in der Küche.
Frau Winter bringt die Töpfe auf Hochglanz,
die auf dem schmucken Herd stehen.
Sonst ist es recht ärmlich.
Tisch, Stühle und Schrank sind sichtbar geflickt,
die Wände gekälkt, mit farbigem Rollmuster.
Kann ich hier eine Spende erbitten für die Armen?
Frau Winter findet das in Ordnung so.
Sie holt Geld aus dem anderen Zimmer,
und während sie drüben ist,
stehe ich auf, gehe zur Wand.
Der einzige Schmuck auf der kahlen Wand
weckte meine Neugier.
Ein etwa Postkarten-großes Blatt,
offenbar herausgeschnitten aus einer Zeitung,
mit einer Stecknadel an den Putz gebracht.
Ich lese:
„Wer angibt,
hat's nötig.“
Frau Winter kommt und gibt mir fünfzig Pfennig;

ich trage es in die Liste ein und gehe.
Seither habe ich in mancher guten Stube gesessen,
sah einige Bilder, zum Teil sogar „echte".
Aber wohl nie bis heute
hat mich ein Wandschmuck stärker beeindruckt
als das billige Blättchen
in der Küche bei Frau Winter.

Welcher Lehrer kennt sie nicht: die Sorge, ob diese Schüler – ausgerechnet diese – einmal selbständige, wirklich erwachsene Menschen werden, mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Wirklichkeit?

Welcher Mitarbeiter in einer Einrichtung für Behinderte kennt sie nicht: die Sorge, wie verhindert werden kann, daß diese auf Hilfe angewiesenen Menschen sich eingewöhnen in die Nehmer-Rolle; wie erreicht werden kann, daß sie Partner werden, geübt im wechselseitigen Geben und Nehmen?

Welcher Lehrer in einem Rehabilitationszentrum kennt also nicht doppelt solche Sorgen? Und damit bin ich bei meinem Kollegen, von dem ich kurz berichten möchte. Er ist Techniker, jung, leicht wippend im Gang, und wenn er in die Klasse geht, versucht ein Schmunzeln, mit seinem Bärtchen zu spielen. Aber hinter dem Schmunzeln steckt auch anderes, eben die bange Frage: Wird mir gelingen, was ich mir vornahm? Wird mir gelingen, dazu beizutragen, daß diesen Jugendlichen das Leben gelingt?

Vorige Woche hat er sich in die Hand geschnitten, gehörig, im Unterricht an einer Maschine. Er mußte sofort in die Klinik und sitzt jetzt, dick verbunden, für etliche Tage zu Hause. Aber er strahlte, als er mir erzählte, er hätte Besuch gehabt – von seinen Schülern. Drei Mann hoch kamen sie an, einer im Rollstuhl – das war gar nicht so einfach in der Wohnung des Kollegen. Sie kamen schon an einem der ersten Tage. „Ist doch klar. Wir können Sie ja jetzt hier nicht so sitzen lassen. Mußten mal eben gucken, wie's Ihnen so geht." Mein Kollege strahlte, als hätten die Auszubildenden eine Prüfung bestanden.

Aber hatten sie nicht vielleicht wirklich eine Prüfung bestanden? Wenn wir nicht nur zensierend fragen, was ein Mensch kann, was er leistet; wenn wir einmal menschlich fragen, was dieser Mensch *ist*, ob und wie er zu leben versteht, dann war der Besuch der drei jungen Leute gewiß ebenso wichtig wie eine bestandene Prüfung.

Hans-Norbert hing eigentlich mehr in seinem Rollstuhl, als daß er saß. Wenn er sich im Unterricht ereiferte, fürchtete ich fast, er rutsche auf den Fußboden. Und er konnte sich ereifern.

Einmal, es war eigentlich schon Pause, mußte er eine Sache noch loswerden: seinen Groll gegen manche Nicht-Behinderten. Er erzählte vom Weihnachtsgottesdienst, in den seine Schwester ihn begleitete. Er stützte sich auf sie, einige Schritte – vom Kirchenportal bis zu den Bänken – kann er mit Hilfe gehen. Meine Schwester, erzählte er, fragte jemanden, als wir keinen Sitzplatz mehr fanden, ob er mich sitzen lassen könne. Wissen Sie, was der da sagte? Besoffene sollten doch besser zu Hause bleiben!

Klar, nächste Woche mußte unser Gespräch weitergehen. Aber wie? Diese „blöden" Nicht-Behinderten, die einen Spastiker für betrunken halten – das konnte nicht alles sein. Ein billiges „die wissen eben zu wenig von uns" reicht auch nicht.

Hans-Norbert war es selber, der meine Sorge um das Niveau dieser Unterrichts-Stunde beendete. Bevor ich mehr als „guten Morgen" sagen konnte, begann er: Ich muß noch etwas nachholen zu meiner Geschichte von voriger Woche. Die Leute da in der Kirche – irgendwie haben sie mir auch leid getan, in ihrem Gefängnis.

Das Krippenkind war inzwischen ein Mann. Neben ihm zwölf andere. Gottes neue Mannschaft. Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Früher galten die zwölf Stämme. In Geltung stehen heute wir zwölf Apostel.

Und dann war sie plötzlich da, ganz neu die uralte Frage: Alle gleich wichtig? Jeder gleich bedeutend? Wer ist der Größte? Jakob hatte einen Lieblingssohn. Unter den zwölf Stämmen gab es weniger wichtige neben anderen mit größerer Bedeutung. Sollte es unter uns so anders sein?

Allerdings. Das Krippenkind war inzwischen ein Mann. Der winkt ein Kind herbei und stellt es neben sich. Das Krippenkind von damals und das Kind von heute. Jesus sagt: Was heißt schon Größe? Habt ihr die Größe, klein sein zu können? Habt ihr die Größe, die Belange eines Kindes ganz ernst zu nehmen? Habt ihr die Größe, den Glauben an den Gott durchzuhalten, der die Welt aus dem Nichts erschuf, der sich um das zerstoßene Rohr und um den glimmenden Docht kümmert? Nehmt ein Kind in meinem Namen auf – und ihr seid wirklich Gottes Mannschaft. Wer also der Kleinste ist unter euch allen, der ist groß.
(Lukas 9,46–48)

Ein Stein tanzte aus der Reihe. Ich sah ihn, als ich die Autotür öffnete. Wir parkten auf einem neu angelegten, noch nicht ganz fertigen Parkplatz einer schwedischen Kleinstadt. Unter mir der Sand des Parkplatzes, neben unserem Wagen ein frisch geteerter Fahrweg. Dazwischen als Begrenzung eine Reihe Pflastersteine, quadratisch, etwa zehn mal zehn Zentimeter. Schnurgerade die Reihe. Bis auf den einen Stein. Der stand versetzt, stand eine knappe Steinbreite weiter im Sand, hielt ein Rechteck frei zwischen Stein und Teer und Stein und sich, acht mal zehn Zentimeter. Und in diesem Rechteck stand ein Ahorn-Pflänzchen, wenige Blätter, erst ein paar Monate alt.

Und das in Schweden. So viel Wald hatte ich noch nie gesehen. Was bedeutet da ein neues Bäumchen, das dort, wo es steht, ja doch nie erwachsen werden kann?

Der Mann, der den Stein aus der Reihe tanzen ließ – er machte mir Mut. Ich sah ihn nie, aber ich bin ihm dankbar. Denn ich lernte bei ihm: „Ehrfurcht vor dem Leben" – das ist kein Satz irgendwo nur im Bücherregal; das ist eine Möglichkeit für jeden von uns. Nicht Möglichkeit, Verpflichtung.

Die Frage ist wichtig. Das war mir sofort klar. Und auch das wußte ich: Sie ist komisch. „Wichtig" behielt die Oberhand: ich stellte die Frage. Warum sie wichtig war, konnte ich nicht sagen, so gesund war ich noch längst nicht.

Vierzehn Tage Fieber, zwischendurch starke Kopfschmerzen, die Ärzte wußten nicht, ob ich durchkäme. Die Fragen, die zwischendurch mein Denken beschäftigten, waren von besonderer Art. Wie wird's mit mir in einem Jahr aussehen: steige ich wieder Treppen, gehe ich an Krücken, sitze ich im Rollstuhl, oder setzt man mir neue Blümchen aufs Grab? Solche Fragen schreckten mich nicht, sie waren nur interessant: ich hätt's eben gerne gewußt.

Nur zweimal hatten sie Gewicht. Eines Abends war es mir wieder egal, ob ich's überlebe oder nicht. Andere liegen ja auch auf dem Friedhof. Plötzlich wurde es konkret: könnte ich heute nacht sterben – nicht irgendwann in den nächsten Wochen, jetzt gleich? Alles bäumte sich in mir auf. Über morgen nachmittag will ich jetzt nicht reden, aber heute nacht? Das kommt gar nicht in Frage. Wenn morgen früh so viel Licht durchs Fenster kommt, daß ich nicht mehr sagen kann, ob Herr Mertens seine abgeschirmte Lampe schon ausgeknipst hat; wenn morgen früh die Vögel anfangen zu zwitschern; wenn morgen früh unten in der Stadt die Glocken läuten: dann, jedenfalls dann soll es mich noch geben. Ganz egal war das also doch nicht.

Das war's auch nicht in der anderen Nacht. Kann ich noch mal was trinken? Herr Mertens sagt: Schon wieder?, gerade war ich ein bißchen eingenickt, ich brauche schließlich auch meine Ruhe; das ist doch höchstens zehn Minuten her. Herr Mertens war Gärtner am Krankenhaus und verdiente sich etwas dazu, indem er nachts aufpaßte, daß ich das Atmen nicht vergaß. Muß ich das morgen nicht dem Arzt melden? Andererseits: Das Geld hat Herr Mertens bestimmt nötig. Sagst es besser nicht. *So* wichtig ist es ja nun auch wieder nicht. Und zu trinken gegeben hat er mir.

Als der Arzt sich über mich beugte, seine Krawatte war nur noch dreißig Zentimeter von mir entfernt, da war sie da, die wichtige, die komische Frage. Ich stellte sie und sah es dem Gesicht des Arztes an, ich hätte sie besser nicht gestellt. So hatte er neulich geblickt, als die Schwester ihm sagte: er phantasiert schon. Dieses „Schon" ging mir stundenlang durch den Sinn. Das klang so nach Anfang: mit dem Phantasieren fängt's an – und wie geht es weiter? Jetzt schaute der Arzt wieder so, besorgt: ist er doch noch nicht über den Berg? Mir blieb nur ein dünnes Lächeln: ist alles okay, ich wollte Sie nicht erschrecken. Sagen konnte ich das nicht, vielleicht kann er es an meinem Gesicht ablesen.

Wenn ich heute an diese Frage zurückdenke, meine ich fast, mit ihr hätte ich meine Krankheit besiegt; sie sei ein erster Schritt gewesen auf dem langen Wege meiner Rehabilitation. Der Arzt verstand nicht, was da geschah. Der Arzt merkte nur: es war komisch. Er schien besorgt: Hat er vielleicht doch noch Fieber, unser Student? Wie sonst könnte er so töricht fragen: Herr Doktor, ist Ihr Schlips aus Wolle?

Zu mehr als zu dem Gefühl „das ist jetzt ganz wichtig", war ich noch nicht fähig. Ich spürte: ich vollbringe jetzt eine wichtige Tat. Viel später erst verstand ich das selber: Es war die erste Frage, die nicht bei mir blieb; die erste Frage, die mit dem Patienten nichts zu tun hatte; die erste Frage, die signalisierte: ich bin wieder fähig, Kontakt zu Dingen aufzunehmen, die mich „eigentlich" gar nichts „angehen". Auch an die Finanzlage des Herrn Mertens hatte ich nur gedacht, weil sie etwas mit meinen Atemzügen zu tun hatte.

Woher hätte ich die Kraft nehmen sollen zu Fragen, die jeder Arzt angemessen gefunden hätte: Sagen Sie mal, Herr Doktor, wo haben Sie eigentlich studiert? Ach, in München, etwa bei dem berühmten ..., na, wie heißt er doch gleich? Habe von ihm kürzlich Hochinteressantes in der Zeitung gelesen. – Nein, das ging noch nicht. Ich bin schließlich kein Olympia-Kämpfer.

Im Grunde war es aber dasselbe: Ich befreite mich von dem Gesetz, nach dem es angeblich nur mich und meinen Körper gab: meine Schmerzen, mein Fieber, meinen Durst, die Blumen, die mir jemand geschickt hatte, meine Zukunft an Gehstützen oder auf dem Friedhof. Ich brach aus einem Gefängnis aus, als ich mich nach der Krawatte meines Arztes erkundigte.

Solche Fragen stelle ich heute nicht mehr. Heutzutage höre ich sie: Fragen, die ich oft unwichtig finde; Fragen, durch die ich mich manchmal belästigt fühle. Vielleicht sind sie für den anderen genau so wichtig, wie meine Frage damals für mich, vor achtundzwanzig Jahren. Wenn ich aus dem Hause gehe, um ein paar Schulstunden zu halten oder um mit jemandem ein Gespräch zu haben, dann sollte ich öfter an die Krawatte meines Arztes denken. Das könnte mich hellhörig dafür machen, wie wichtig oft ganz unwichtige Fragen sind.

NA KLAR könnt ihr heute abend kegeln, sagte der Scharfrichter und legte den nächsten Professor unter das Fallbeil.

Na klar könnt ihr heute abend kegeln, sagte der Invalide und schnallte sein Holzbein ab.

Na klar könnt ihr noch was zu essen haben, sagte der Wolf und holte eins von den sieben Geißlein.

Na klar kannst du noch was zu essen haben, sagte die junge Kriegerwitwe und schob ihrem Sohn ihre einzige Schnitte zu.

Na klar hängt der jetzt an seinem Kreuz, sagte die Konfirmandenmutter zu ihrem Sohn, als der fragte, warum der neu gewählte Bischof während seiner Predigt über die Sache mit dem Manne aus Nazareth so viel mit seinem Silberkreuz gespielt habe, das ihm an der Kette vor der Brust hing.

Na klar hängt der jetzt an seinem Kreuz, sagte der Hauptmann zu Pilatus, als der fragte, ob die Sache mit dem Manne aus Nazareth nun endlich abgeschlossen sei.

Na klar könnt ihr getrost in die Zukunft blicken, sagte das Parlament und genehmigte das Kernkraftwerk.

Na klar kannst du getrost schlafen, sagte die Vierzigjährige und rückte ihren Sessel an das Bett des todkranken Vaters.

ICH WAR KÜRZLICH drüben,
und ich kam wie nach Hause.
Ich meine nicht bloß,
daß sie noch Abendbrot hatten,
als wir spät abends hinkamen –
das ist auch schon etwas, versteht sich.
Ich denke jetzt nicht nur
an die Einladung ins gediegene Restaurant,
bestellter Tisch, wirklich schöner Abend.
Woran ich denke, ist dieses:
Wie intensiv sie nach dem Menschen fragten,
nach dem einzelnen,
auch nach dem Unbequemen,
dem Belasteten und Belastenden,
dem Unangepaßten, dem Kranken.
Und ich denke auch daran,
wie rasch ich verstanden wurde,
als ich sagte:
Mir graut es oft vor den Machern.
Als wir uns verabschiedeten,
nur vier Tage später,
da war es,
als kennten wir uns von klein auf.
Wir gaben uns die Hand,
konnten nicht viel sagen,
wir machten es kurz.
Und das „Behüt' Sie Gott" –
seit Jahren hatte ich's nicht mehr so ehrlich gehört.
Ich war kürzlich drüben.
Und als ich nach Hause kam,
war ich reicher,
um zwei Brüder reicher.

NEULICH HÖRTE ICH von einer Gegend,
deren Dasein ich nicht kannte.
Doch der Knabe, der's erzählte,
schien tatsächlich dort gewesen.

Dieses Land ist überlegen
allen andern Territorien.
Darum heißt *Perfektopanien*
diese wundersame Gegend.

Dortzulande können Kinder,
eh sie auf die Welt gekommen,
dividieren, Wurzel ziehen
und noch manche andern Sachen.

Sechs- bis Siebenjähr'ge können
fließend schon drei Sprachen sprechen.
Und mit 15 Jahren ist man
recht betagt für'n Doktor-Titel.

Leistung ist die höchste Tugend,
„Funktionieren" steht für „Sinn".
Freizeit haben gilt als Sünde.
Angst und Glück sind streng verboten.

Und wenn einer, frag ich schüchtern,
50 Jahre ist und älter,
was erlebt in jenem Lande
dieser Mensch, ich bitte, sag mir's.

Zwei Methoden steh'n zur Auswahl,
ist die Antwort. Einmal gibt's dort
schmucke Häuschen, schön im Grünen,
viermal täglich bringt man's Essen.

Stillen Frieden hat der Alte,
keine Sorgen, keinen Streß.
Und er kann auch nicht mehr stören
junge Menschen bei der Arbeit.

Höre, Knabe, sag' ich leise,
nächstes Jahr schon werd ich fünfzig,
und ich fühle mich noch längst nicht
wie geschaffen für so'n Häus'chen.

Nun, wer damit nicht zufrieden,
kann das zweite sich ja wählen:
Zwanzig Tropfen aus dem Fläschchen,
das der Staat, versteht sich, spendet.

Zwanzig Tropfen aus dem Fläschchen
morgens bei der Frühstückszeitung,
und zur Mittagszeit schon ist man
wirklich aller Nöte ledig.

Schaudern packt mich, und ich frage:
Wo, das sag mir, liegt die Gegend,
in der Menschen man verachtet,
wie du's eben mir beschrieben?

Davon hab' ich nicht geredet,
widerspricht mir keck der Knabe.
Ganz im Gegenteil, ich rede
von der höchst vollkomm'nen Menschheit,

die es zwar – gesteh' ich's offen –
heut nicht gibt und auch nicht morgen,
doch wir bauen, kannst mir's glauben,
doch wir bauen solche Zukunft.

Doch die kommt erst, sag' ich fester,
wenn sie überhaupt kommt, höchstens,
wenn du fünfzig bist so etwa.
Was wirst du für dich dann wählen?

Seit zehn Jahren kenne ich schon
diesen lustig-kecken Knaben.
Doch jetzt sah zum ersten Mal ich,
er wurd' blaß um seine Nase.

Und ich sage: Da wir grade
bei mir in der Stube sitzen,
trinken wir noch eine Tasse
von dem guten heißen Kaffee.

Lange rühr'n wir in den Tassen,
ohne nur ein Wort zu sagen.
Und ich spüre, wie's ihm gut tut,
einmal einfach still zu sitzen;

still in meiner Stube sitzen,
ohne Leistung, doch mit Angst,
ohne Antwort, doch mit Fragen,
ziemlich schwach, doch nicht allein.

Die Leitung einer Ausbildungsstätte für kirchliche Mitarbeiter hatte kürzlich Besuch. Angesagt hatte sich aus einem Landeskrankenhaus der Planungs-Beauftragte einer Abteilung für forensische Psychiatrie; ein Mann also, der es mit psychisch kranken Menschen zu tun hat, die durch ihre seelische Krankheit zu Straftätern geworden sind. Er kam, weil er eine Bitte hatte. Er warb um tüchtige Mitarbeiter.

Die Angesprochenen waren leicht verwundert und fragten, warum er, der Vertreter einer staatlichen Einrichtung, ausgerechnet bei einer kirchlichen Ausbildungsstätte seine Mitarbeiter suche. Die Antwort war ebenso einfach wie verblüffend: „Ich habe es mit Menschen zu tun, die seelisch schwer erkrankt sind. Ich habe es mit Menschen zu tun, die sich strafbar gemacht haben. Ich habe es also mit Menschen zu tun, denen man in unserer Gesellschaft aus doppeltem Grunde bestenfalls noch Schrottwert zubilligt. Wenn es mein Ziel ist, daß diese Männer menschenwürdig leben können, dann brauche ich unbedingt Mitarbeiter, die in jedem dieser Menschen, wirklich in jedem, zuerst einmal und als Wichtigstes das Ebenbild Gottes erkennen und anerkennen."

GESTERN TRAFEN WIR uns wieder. Seit Jahren kennen wir uns, etwas besser als nur flüchtig. Er ist Erzieher, hat jahrelang, wie auch seine Frau, in einem Kinderheim gearbeitet. Ich wußte, vor einiger Zeit haben sie die Stelle gewechselt. Gestern erzählte er mir genauer.

Sie wohnen in Norddeutschland, auf dem Dorf. Sie haben ein Haus, da wohnen sie mit zwei eigenen Kindern und mit sechs Sozialwaisen. Rund um die Uhr. Alltag wie Sonntag. Sie fahren auch gemeinsam in Urlaub. Er sagte: „Was wir früher gemacht haben, mit dem Schichtdienst, da haben wir die Kinder doch ruiniert." Finanziell stehen sie sich jetzt etwas schlechter als früher, aber er sagt: „Für kein Geld in der Welt gingen wir da wieder weg." Was ihn bedrückt: Die Kollegen von früher verstehen ihn nicht: Weniger Geld, und nie „richtig" frei – Ihr müßt doch ganz schön blöd' sein.

Ich frage: „Die andern würden für monatlich dreihundert Mark zusätzlich sofort die Stelle wechseln?" „Klar, glaub' ich schon." „Dann sprechen Sie die doch mal darauf an: wie unglücklich müssen die im Beruf sein, wenn sie für mehr Geld sofort anderswo arbeiten könnten. Und dann sagen Sie denen Ihren großartigen Satz von eben: Für kein Geld in der Welt würden wir da weggehen. – Sie beide sind doch viel glücklicher als die andern." Statt einer Antwort sagt er: „Habe ich Ihnen eigentlich schon erzählt, wie wir an die Stelle gekommen sind? Wir suchten etwas, und ich fand eine Notiz, daß man sich kostenlos zwei Ausgaben einer großen Wochenzeitung kommen lassen könne. Ich schreibe die entsprechende Karte und finde sie nach vier Wochen in der Schublade wieder. Ich ärgere mich ein bißchen über meine Dusseligkeit und werfe die Karte ein. Und in der ersten Ausgabe, die kam, fanden wir diese Stelle. Vier Wochen früher war sie noch gar nicht ausgeschrieben. Als mir das kürzlich noch mal klar wurde, brummelte ich vor mich hin: Herr Jesus, ich finde das

dufte, daß ich damals vergaß, die Karte einzuwerfen, schönen Dank auch. Das war ja vielleicht kein richtiges Gebet. Aber daß wir jetzt da auf dem Dorf wie eine große Familie leben, das ist auch kein richtiger Zufall."

Als man ihm
diesen Satz vorlas:
„Ein Hering
merkte erst in der Dose,
daß für Freiheit
nun wirklich
kein Spielraum mehr war“ –
als man ihm
diesen Satz vorlas,
fügte der Weise hinzu:
Wie menschlich.

Während die andern vor dem Fernseher
das Kabinett bewundern
oder das Schatten-Kabinett
oder die Gegner von Kabinett und Schatten-Kabinett
oder auch die Feinde der Gegner von Kabinett und
Schattenkabinett,
oder noch ganz andere Leute bewundern,
in sich einziehen wie Schwämme das Wasser,
liest er im Propheten:
Alles Fleisch ist wie Gras –
das macht ihm Mut.

Während die andern im Stadion
den letzten fünf Minuten der zweiten Halbzeit
entgegenfiebern:
Wird's TUS A-Stadt 05 gelingen,
den Ausgleich zu schaffen
gegen Rasensport B-Stadt achtzehn-achtzig,
oder gar
– was können fünf Minuten alles bringen! –
den Sieg?,
fiebert er entgegen
dem ersten zaghaften Lächeln
seines Gesprächspartners,
eines Mannes mit trübem Gesicht und finsterer Zukunft
– das fände er gut.

Während die andern
in Trab sind,
versucht er
dazusein.

Während die andern
was treiben,

versucht er,
zu leben.

Während die andern
stoßen und treiben,
sich treiben lassen, sich stoßen lassen,
versucht er
das große Experiment
Mensch sein.

Er liest im Propheten:
Alles Fleisch ist wie Gras.
Das macht ihm Mut.

Alfons war ein Tippelbruder,
und was er hatte, war nicht viel.
Um genau zu sein: Es war gar nichts.
Bis auf das, was er am Körper trug.
Der Anzug geflickt und dreckig,
das Hemd, wenn man das noch „Hemd“ nennen wollte,
und die Schuhe – schweigen wir lieber.

Alfons war ein Tippelbruder,
und was er hatte, war eine ganze Menge.
Er hatte etwas, was ich noch bei keinem Menschen sah.
Er hatte eine Zahl,
auf dem linken Handrücken eintätowiert,
eine zweiteilige Zahl,
mit Schrägstrich zwischen den beiden Teilen.
Und die Null am Anfang zeigte:
Es war eine Telephon-Nummer.

Alfons war ein Tippelbruder.
Und wenn er mal ordentlich getankt hatte,
er lag irgendwo in der Gosse,
und die Leute fischten ihn auf:
Oft konnte er nicht sprechen,
konnte nicht seinen Namen sagen.
Aber eins konnte er:
Den Leuten seine linke Hand vors Gesicht halten.
Die wählten die Nummer,
es meldete sich ein Pfarrer,
sein Pfarrer – Alfons hatte eine todsichere Adresse.

Alfons war ein Tippelbruder.
Und was er hatte, das war Vertrauen,
Vertrauen zu *einem* Menschen.
Zwanzigmal schon war er dort

oder achtunddreißigmal.
Und noch keinmal wurde ihm die Tür gewiesen.
Solange diese Nummer nicht verlorengeht,
bin ich nicht verloren.
Dieser eine Mensch bedeutete für Alfons Leben.

Die Schreie im Wald, wenn wieder ein Raubtier seine Mahlzeit hat. Es ist der gleiche Wald, der mich fast trunken macht mit seinen Düften, seinem Rauschen, seinen Farben.

Heute sitze ich unterm Terrassendach, auf das der Regen prasselt. Ich lese. Als wir vorige Woche unser Urlaubsquartier erreichten, fanden wir einen Zettel der Vermieter vor: „Vorsicht, über der Terrassentür nisten Vögel." Gestern sind die Kleinen geschlüpft. Ich blättere die Seiten des Buches behutsam um. Ich will nicht stören.

Da wieder. Das ist wohl die Mutter. Fünf Schnäbel sind zu sehen. Einer bekommt das Würmchen, weg. Ich lese. Da wieder. Offenbar der Vater. Fünf Schnäbel sind zu sehen. Einer bekommt das Würmchen, weg. Stundenlang der gleiche Einsatz, die gleiche Sorgfalt.

Plötzlich denke ich an die Schreie im Wald. Wen eigentlich füttern die beiden da groß? Für manchen Räuber wären die fünf Jungen gerade ein halbes Mittagessen.

Gut, daß die Alten das nicht wissen. Oder wissen sie's doch? Ich lege das Wort nicht auf die Goldwaage – sie wissen's. Wenn ich mich bewege, wenn ich zu hastig blättere: die Alten machen blitzartig kehrt, das Würmchen noch im Schnabel. Sie sitzen auf dem Zaun, bis die Lage sich beruhigt hat. Sie mögen ja dumm sein – ach wir Menschen mit unseren stolzen Wörtern. Aber daß die Welt nicht geheuer ist, das hat sich auf irgendwelchen dunklen Wegen bis zu den beiden herumgesprochen. Und trotzdem füttern sie weiter – oder gerade deshalb. So oder so, sorgfältig füttern sie weiter.

Ich lege mein Buch leise beiseite und schaue den beiden Alten zu. Da wieder. Fünf Schnäbel sind zu sehen. Einer bekommt das Würmchen, weg. Da wieder – weg. Da wieder – weg.

SCHADE, DASS SIE nicht im Wirtshaus saßen. So hatten sie keinen Tisch, auf den sie mit der Faust hätten schlagen können. Und das hätte ihnen gut getan. Herr, sagten die beiden Männer. Zwar nicht im Wirtshaus, aber vermutlich ebenso laut, als schlügen sie dabei auf den Tisch. Sie waren außer sich vor Zorn, vor Enttäuschung, vor Empörung. Herr, hier müssen wir dreinschlagen. Wie soll die Welt verändert werden, wenn die Feinde des Neuen nicht gründlich ausgerottet sind? Herr, nur ein Wink von dir, und dort drüben bleibt kein Stein auf dem anderen.

Dort drüben: Man hatte um Quartier gebeten für diese paar Leute. Sie waren arm wie die Landstreicher und reich wie die Propheten: voller Ideen. Himmlische Rosinen in Herz und in Hirn: Wir verändern die Welt. Für solches Gesindel hatte man keinen Raum gehabt. Unverschämt, der neuen Elite schlägt man die Tür vor der Nase zu. Herr – und noch immer kein Tisch – Herr, laß mich deine entsicherte Pistole sein; dein kleiner Finger genügt, und dort drüben fliegen die Fetzen. Herr, wenn du willst, dann wollen wir – schließlich bist du sein Sohn – dann wollen wir deinen Vater da oben bitten, er solle Feuer regnen lassen auf die da dort drüben. Vernichtet werden muß so etwas mit Stumpf und mit Stiel.

Und Jesus? Er läßt sie kollern. Und dann: Was ist denn Sache? Überlegt 'mal. Seit wann sind Sache unsere Ideen? Seit wann ist Sache unser Programm? Sache ist doch überhaupt keine Sache. Sache ist allein der Mensch. Jeder Mensch. Auch die Menschen dort drüben, die jetzt ihre Kühe melken und ihren Kindern eine Ohrfeige androhen, wenn sie nicht endlich die Hühner füttern. Mit einem Feuer-Blitz vom Himmel kann nie ein Mensch gerettet werden.

Das Gespräch bricht ab. Überliefert ist noch der eine Satz: Und sie gingen in ein anderes Dorf. Zu gern möcht' ich wissen, was in den beiden Pistolen-Aposteln vor sich ging unterwegs;

was ihnen durch Herz und durch Hirn ging, als sie dort drüben die Kühe muhen und die Hühner gackern hörten. Das läßt sich nicht ausmalen. Aber ich weiß: Wenn mir mal wieder ein Tisch fehlt, auf den ich schlagen möchte, betend: Herr, wenn du willst, so wollen wir …, dann werde ich mir diesen Vers aufsagen: Und sie gingen in ein anderes Dorf.
(Lukas 9,52–57)

GESTERN LAS ICH den Brief eines Rollstuhlfahrers.
Meine Freunde sagen: du bist lebensbejahend, schreibt er.
Mir ist klar: Meine Freunde haben das nie gesagt,
zu mir nicht.
Das denke ich und freue mich sofort:
Gut, daß sie das nicht sagten.
Nur weiß ich nicht, warum ich mich freue.
Ist das nicht gut? Gut zu sagen und gut zu hören:
du bist lebensbejahend?
Und plötzlich fällt mir ein, was ich vorgestern sagte,
als wir meine Tante besuchten.
Ihr Haar ist grau, und das seit sicher sieben Jahren.
Ich sagte: Wie jung du doch bist.
Der Satz war nicht gelogen, bestimmt nicht.
Wirklich erstaunlich, wie jung sie ist, bei ihrem Alter.
Aber eben: es ist erstaunlich.
Darum sagt man so Sätze.
Meine Tochter ist achtzehn.
Ich sagte ihr nie: Wie jung du doch bist,
sie würde nur lachen.
Mein Bekannter sitzt im Rollstuhl,
und seine Freunde finden es erstaunlich,
daß er in seiner Lage,
so schwer behindert,
man muß sich das mal richtig vorstellen,
allen Widrigkeiten zum Trotz,
kaum glaublich,
noch immer
das Leben bejaht.
Ich freue mich, daß er sich über ihren Satz freut.
Aber ich freue mich auch, daß meine Freunde das nicht sagen.
Sie sagen: Es war schön neulich abends bei euch.
Sie sagen: Ich habe mich gestern über dich geärgert.
Sie sagen, was man so sagt unter Freunden.
Sie kommen, wenn sie Sorgen haben.
Sie kommen, wenn ich Sorgen habe.

Wir hören Mozart und Hüsch,
spielen Skat und trinken Bier
und was man so tut unter Freunden.
Wir leben.
Wir haben Angst und versuchsweise Mut.
Wir leben gerne.
Und noch keiner sagte zu mir:
Du bist lebensbejahend.
Das tut mir gut.

KANN JA SEIN, datte da nix von verstehß,
aber eins kann ich dir sagen:
das Leben ist kein Zuckerschlecken.
Kann ja sein, datte da nix von verstehß,
aber eins kann ich dir sagen,
ich kannte mal 'n Dreiendreißigjährigen, der nicht
bis vier zählen konnte,
der konnte lachen, mein lieber Scholli.
Kann ja sein, datte da nix von verstehß,
aber eins kann ich dir sagen,
und das hab' ich aus sicherer Quelle,
auch Generäle ha'm Angß vorem Sterben.
Kann ja sein, datte da nix von verstehß,
aber eins kann ich dir sagen,
ich kannte mal jemand,
der war 'n so kaputter Typ,
der zählte noch Beleidigungen als Streicheleinheiten.
Warum? Der war eh'm froh,
wenn sich überhaupt jemand um 'n kümmerte – dat gipps.
Kann ja sein, datte da nix von verstehß,
aber es gibt eh'm so Sachen,
ich weiß nicht, wenn ich dadran denke,
dann werd' ich 'n bißchen traurig,
aber es tut auch wieder gut.
Kann ja sein, datte da nix von verstehß.
Aber kann ja auch sein,
dattet bei dir genauso iß.

TYPISCH. DIE HAUPTPERSONEN werden nicht 'mal mit Namen genannt. Oder waren sie etwa nicht die Hauptpersonen, jene Männer, die Naëman auf seiner Reise begleiteten?

Naëman war ein Feldhauptmann im Nahen Osten, vor mehr als zweieinhalb Jahrtausenden. Sein Pech nur: Er hatte eine fiese Krankheit. Sein Vorteil aber: Sein Hausmädchen war eine israelitische Sklavin. Die sagt eines Tages – vielleicht beim Gemüseputzen – zu ihrer Herrin: Also bei uns zu Hause in Samaria, da gibts einen Propheten; der würde mit so einer Krankheit, wie sie der Chef hat, garantiert fertig.

Und nun zeigt sich, was für eine Type unser Naëman ist. Erstens: Er will's versuchen – wer in seiner Lage ginge einem solchen Tip nicht nach? Zweitens: Er will sich nichts schenken lassen; also schleppt er jede Menge Silber und Gold und auserlesene Gewänder mit. Drittens: Für ihn versteht sich, daß solche Dinge nur auf allerhöchster Ebene geregelt werden können; also hin zum König, bei dem er einen Stein im Brett hat oder auch mehrere. Jedenfalls schreibt der sofort einen freundlichen Brief an seinen Kollegen in Samaria; ihm liegt daran, daß Naëman wieder gesund wird. Aber wie das bei Staatsoberhäuptern gelegentlich der Fall sein kann: er drückt sich so verschroben aus, daß der Briefempfänger verstehen muß, er, der König von Israel, solle den ausländischen Generalfeldmarschall gesund machen. Welches Ansinnen! Das kann ja nur eine raffinierte diplomatische Falle sein.

Glücklicherweise bekommt der Prophet Wind von diesem Ärger. Er läßt dem König sagen: Schick' mir den Jungen mal vorbei, das kriegen wir schon hin. So fährt Naëman mit Rossen und mit Wagen beim Propheten vor. Elisa, wie es bei einem Propheten Jahwes nicht anders sein kann, läßt sich nicht betören vom großen Brimborium, er bleibt auf dem Boden. Er kommt nicht einmal persönlich heraus. Der andere soll merken, wie kleinkariert sein ganzer goldbeladener Fuhrpark ist. Durch einen Boten läßt Elisa sagen: Geh zum Jordan, wasche dich dort siebenmal, und die Sache ist geritzt. Für

Naëman ist das mehr als eine Ohrfeige. Der Bittsteller wird zum Feind. Originalton Naëman: „Ich dachte, er selbst sollte herauskommen und hertreten und den Namen des Herrn, seines Gottes, anrufen und seine Hand hin zum Heiligtum erheben und mich so von dem Aussatz befreien“ (2.Könige 5,11). Die Wagenkolonne macht kehrt. Gekränkte Größe. Flüsse gibts auch bei uns.

Seine Diener finden den Mut zum Widerspruch. Hätte der Prophet dir dolle Dinge befohlen, ohne Zögern hättest du sie ausgeführt; warum sagst du bei einer so simplen Sache sofort nein? Diese schlichte Logik leuchtet dem hohen Herrn ein. Er geht zum Jordan. Er wäscht sich siebenmal. Er wird gesund.

Daß Naëman umkehrt, daß er den Propheten reich beschenken möchte, daß der das Zeug aber nicht haben will: alles das mag hier beiseitebleiben. Was mich packt, ist die Rolle der Sklavin und die Rolle der Diener. Die Gesundheit des großen Herrn läßt sich ohne diese Leute nicht denken. Von den Männern läßt sich noch mehr sagen. Sie waren nicht nur wichtig für den Fortgang der Geschichte – so war's bei der Sklavin; so war's bei den Soldaten, die für Cäsar die Rheinbrücke bauten; so war's in tausend Geschichten. Bei den Männern Naëmans kommt hinzu, daß es ihnen gelingt, den großen Bonzen das unscheinbar Kleine selber tun zu lassen. Naëman muß sich albern vorgekommen sein, als er siebenmal im Jordan untertauchte. Er mußte siebenmal über seinen Schatten springen. Die Diener brachten den Herrn auf diese Sprünge.

Die Namen dieser Männer gingen verloren. Das mag angehen. Was aber nicht verlorengehen darf: ihr Blick für das Richtige und ihre Fähigkeit, große Leute zu bewegen, kleine Leben fördernde Dinge mutig zu tun.

ANDRÉ GIDE HAT die DDR nicht kennengelernt.
Natürlich. Was soll das?, sagen Sie.
Ich finde es schade.
Möchte wissen,
ob er seinen Satz zurückgenommen hätte.
Menschen, die nie krank gewesen sind,
verglich er mit Menschen,
die nie länger verreisten.
Haben Sie mal Christa Wolf gelesen,
Stephan Hermlin und diese Leute?
Sprachen Sie schon 'mal mit einer Mutter,
die nicht wußte,
ob sie Wanzen in der Wohnung hat?
Ob diese Leute einmal krank waren,
entzieht sich meiner Kenntnis.
Und trotzdem:
Fünf Sätze, und es wird deutlich:
wie länger verreist gewesen.

Ich bin mal wieder an dem Punkt, wo Resignation und Hoffnung keine Gegensätze mehr sind. Die Welt verbessern wollen – das gab ich längst auf. Fünfhundert Menschen retten wollen, für die ich doch Verantwortung mitübernahm – ich trau' es mir nicht mehr zu. Die Menschen, die mir begegnen, sollen durch mich möglichst wenig Schaden nehmen – so heißt mein neues Ziel. Und mutig öffne ich dem nächsten, der mich sprechen möchte, die Tür.

Wir hatten Mühe, ihn zu verstehen. Aber ihm war das nicht neu. Unbeirrt diskutierte er mit. Je packender die Sache für ihn wurde, desto stärker ruckte sein Oberkörper hin und her, noch deutlicher der Kopf – manchmal redete er fast nach hinten, so daß in der Runde kaum etwas zu verstehen war. Aber wir wollten verstehen, denn was er sagte, war wichtig.

Gerade erklärte er, daß wir Behinderten immer und immer wieder auf die Nichtbehinderten zugehen müssen. Jedes Abwarten ist Rückschritt. Er erzählte ein Beispiel.

Neulich fuhr er mit der Eisenbahn nach Hause. Er saß in einem älteren dritter-Klasse-Wagen, in dem die Abteile zwischen Rückenlehne und Gepäcknetz nicht durch eine Wand voneinander abgegrenzt sind. Man kann ins nächste Abteil sehen oder auch hingreifen.

Ich saß da so, erzählte er, und spürte plötzlich, wie jemand mit der Faust leicht gegen meinen Kopf titschte. Ich hab mich furchtbar erschrocken und fing doll an zu zappeln. Ich hatte mich gerade beruhigt, da kriegte ich den nächsten verpaßt. Die Zappelei begann von vorne. Als mir die jungen Leute von nebenan den dritten vertuckten, da bin ich aufgestanden (ich dachte: jetzt beschwert er sich beim Zugschaffner), ging ins andere Abteil und sagte (da hätte man die berühmte Stecknadel fallen hören können; wir hingen an seinen Lippen: ja, was sagt einer in so einer Situation?), da ging ich ins andere Abteil und sagte: Jungs, ich kenn' dieses Spiel gar nicht; wenn Ihr mir die Spielregeln erklärt, kann ich ja vielleicht mitmachen.

Und die jungen Leute?

Ja, da gab's erst mal 'ne kleine Pause. Und dann fragten sie, ob ich mich nicht zu ihnen setzen wollte. Wir haben uns über alles mögliche unterhalten – wir hatten noch anderthalb Stunden gemeinsame Fahrt. Das war ein richtig schönes Gespräch.

Wieviel Prozent unserer herrlichen Welt
können wir wirklich begreifen?
Zwei?
Oder achtundneunzig?
Daß es nicht hundert sind,
weiß ich genau.
Aber hundert Prozent
besitzen,
beherrschen,
verwalten,
verteilen,
ausbeuten –
das können wir.
Oder richtiger:
Wir machen das einfach.
O wir Großspurigen,
warum sind wir so furchtlos?

Es ist ganz hübsch, stabil zu sein,
seit jetzt acht Tagen ohne Depressionen.
Nur weiß ich nicht: Was soll ich morgen machen,
wenn mein Problem heißt: Wo sind Taschentücher?

Es ist recht klug, nicht dumm zu sein
und heute wirklich heute sein zu lassen.
Ich weiß: Demnächst geht's schlechter mir als eben.
Doch eben geht's mir besser als demnächst.

Es tut mir gut, den Mut zu haben
und mich zu freuen ohne Garantien,
es müsse stets so bleiben, und ich hoffe,
demnächst auch weiß ich: Es wird wieder anders.

Es ist ganz hübsch, stabil zu sein,
seit jetzt acht Tagen ohne Depressionen.
Ich weiß: Demnächst geht's schlechter mir als heute.
Doch heute geht's mir besser als demnächst.

MANCHE BILDER habe ich von Zeit zu Zeit immer wieder vor Augen, zum Beispiel dieses: Wie die beiden da saßen, der wuchtige, ältere Stratege und der schmale Schüler im Rollstuhl.

Es war nach einem großen Rehabilitations-Kongreß. Nach mehreren Tagen war er mittags zu Ende gegangen. Man aß in der Kantine noch schnell ein kräftiges Gericht, und ab ging es in Richtung Heimat. Erstaunlich, wie ein Gebäude, das tagelang wimmelt wie ein Ameisenhaufen, im Handumdrehen fast leer steht. Ein paar Ordner begannen bereits mit dem Aufräumen. Sonst war kaum noch jemand zu sehen.

Als ich an der Teestube vorbeikam, saßen die beiden da. Der Leiter der Einrichtung, der dauernd zu sehen gewesen war: auf dem Podium, am Rednerpult, zum Telephon hastend, wenn organisatorisch etwas nicht zu klappen schien. Daneben der 12- oder 14jährige mit Schreibblock und Stift. Man winkte mich heran. Der junge Redakteur der Haus-internen Schülerzeitung wurde mir vorgestellt. Ich hatte einen komischen Geschmack auf der Zunge: übertreibt der Alte nicht? Jetzt soll er doch nach Hause gehen und sich schonen. Der Bericht wird entweder ohne ihn geschrieben, oder er wird nächste Woche geschrieben. Aber das muß jetzt nicht sein.

Ich zog mich rasch zurück, hatte sowieso noch etwas zu erledigen. Als ich nach einer Viertelstunde wieder vorbeikomme, sitzen die beiden immer noch da. Und plötzlich sehe ich die Szene anders. Ich tue in Gedanken dem Alten Abbitte. Vielleicht hat er doch recht: Der Kongreß ist für mich nicht zu Ende, wenn ich die Herrschaften aus dem In- und Ausland verabschiedet habe. Für mich ist der Kongreß erst zu Ende, wenn der junge Schüler Gelegenheit hatte, ausführlich mit mir über seinen Bericht zu sprechen.

Ich gehe hin, verabschiede mich noch mal, erbitte von dem Redakteur, daß er mir seinen Bericht zuschickt, und hoffe, daß der Alte mich und andere mit seiner Art ein bißchen ansteckt. Jedenfalls habe ich dieses Bild von Zeit zu Zeit noch vor Augen: Wie sie da über ihren Teetassen und dem Schreibblock sitzen, der wuchtige Alte und der schmale Schüler.

Er trug noch kurze Hosen,
da sagte seine Mutter,
er sei eine Führernatur.
Und später
fragte er jeden:
Hab' ich Ihnen auch nicht wehgetan,
wirklich nicht?
Die Leute
haben auf ihm 'rumgetrampelt,
fast
hätten sie ihn totgetreten.
Neulich sagte sein Freund:
Wenn wirklich
Menschen die Welt verändern können,
dann sind es
so Typen wie du.
Schon,
als er noch kurze Hosen trug,
sagte seine Mutter,
er sei eine Führernatur.

Auch Kurzsichtigkeit kann mir theologisch auf die Sprünge helfen. Tagung unserer Kreis-Synode. Da saßen lauter Strategen. Einer von uns wichtiger für Gottes Sache als der andere. Zwischendurch ein Choral: „O komm, du Geist der Wahrheit". Danach ein Psalm, dann Strophe vier: „... trotz aller Feinde Toben, trotz allem Heidentum zu preisen und zu loben das Evangelium." Ich verlese mich, ich versinge mich: trotz allem Heldentum. Ich singe: „trotz aller Feinde Toben, trotz allem Heldentum zu preisen und zu loben das Evangelium"; l statt i: Heldentum statt Heidentum. Mann, war mir das peinlich.

Die Tischnachbarn gucken, und ich überlege: Trotz unseres Heldentums das Evangelium zu loben? Heldentum und Evangelium als Gegensätze – vielleicht gar nicht so schlecht: Nicht dem Bösen irgendwo da hinten gilt unser Kontra, sondern dem Bösen in uns selber. Eigentlich recht nützlich für eine Synode. Kirchliches Auftrotzen nur gegen irgendwelche Außen-Feinde, das wäre zu billig; das stünde in Gegensatz zur Botschaft Jesu. Ich selber mit meinem Mich-so-wichtig-Nehmen, ich selber mit meiner verkirchlichten Helden-Pose, auch ich stehe dem Mann aus Nazareth viel zu oft im Wege.

Ich nehme mir vor: Das nächste Mal singe ich wieder „Heldentum". Aber dann finde ich's nicht mehr peinlich – auch Kurzsichtigkeit kann mir theologisch auf die Sprünge helfen.

Abendkühle, schmaler See,
und der da im Schlauchboot –
mit leichten Schlägen
gleitet er über das Wasser.

Mückentanz, sich spiegelnde Bäume,
und der da im Schlauchboot –
keinen Schritt kann er gehen,
seit zwanzig Jahren für immer gelähmt.

Aufsteigende Nebel, Mond über der Lichtung,
und der da im Schlauchboot –
er hat einen Freund,
der hob ihn hinein – zwei Stunden Glück.

Da gibt es Leute, die behaupten: Unsere großen Institutionen sind viel zu unbeweglich. Die können gar nicht spontan reagieren. Aber Vorsicht. Ich zum Beispiel habe kürzlich etwas anderes erlebt.

Am Tag nach Neujahr. Das Telephon schellt. Ein Anruf aus W. „Können Sie mir helfen?", fragt ein etwas unbeholfener Herr. „Worum geht's denn?" „Ja, wissen Sie, wir haben doch Besuch, meine Nichte im Rollstuhl, über die Feiertage, noch bis Sonntag. Und jetzt hat der Rollstuhl einen Platten. Ich dachte, Sie da in Volmarstein können mir vielleicht weiterhelfen." „Jetzt am zweiten Januar," sage ich und überlege. „Haben Sie Telephon?" „Nein, ich rufe vom Häuschen aus an." Ich erbitte seine Adresse und wir vereinbaren, er ruft mich in einer halben Stunde wieder an.

Denn ich hatte einen Gedanken. Von Volmarstein aus jemanden hinschicken – das ist ein bißchen umständlich. Aber dort gibt es doch das Diakonie-Werk. Natürlich ein bißchen naiv, wenn ich da heute anrufe. Aber ich versuch's mal. Ich rufe also einen der dortigen Pastoren an und sage, worum es geht. „Jetzt am zweiten Januar, natürlich ein bißchen schwierig." Der andere muß überlegen. Dann versucht er, mich mit dem Herrn von der Technik zu verbinden. Kurz drauf meldet der sich. Ich schildere ihm den Fall, und schon bald kommt das erlösende: „Ich schicke jemanden vorbei." „Das finde ich aber ganz prima, jetzt am zweiten Januar," sage ich; und: „Nehmen Sie bitte auch eine Luftpumpe mit; die haben keine, ich habe extra gefragt."

Als mein Anrufer aus W. sich wieder meldet, kann ich ihm sagen, daß in der nächsten Stunde jemand bei ihm vorbeikommt. Und es dauert keine Stunde, da schellt das Telephon schon wieder. Es ist noch einmal der Herr aus W. Er wollte nur „danke schön" sagen. Ich frage, was denn am Rad gefehlt habe. Ach, da war gar nicht viel. „Der hat nur am Ventil geschraubt und dann aufgepumpt; jetzt ist alles wieder in

Ordnung.“ „Na, dann wünsche ich Ihnen und Ihrer Nichte noch ein paar schöne Tage.“

Als ich auflege, denke ich: Ist doch erstaunlich, wie leichtfüßig eine so große Institution sein kann.

WENN ICH EINMAL Oberförster werden sollte,
dann werde ich alle Lackaffen abknallen, alle.
Wenn ich einmal Bundespräsident werden sollte,
dann werde ich jede Mutter auszeichnen,
die ihr behindertes Kind
dreißig Jahre lang täglich viermal fütterte,
im Ernst, jede.
Wenn ich einmal Papst werden sollte,
dann werde ich jeden Kardinal exkommunizieren,
der in den letzten fünf Jahren
keinem Strafentlassenen
in seiner Verwaltung Arbeit gab,
jeden.
Wenn ich einmal achtzig werden sollte,
dann werde ich mich
– hoffentlich –
über jeden freuen,
der sich fünf Minuten zu mir setzt,
über jeden, der's ehrlich meint.

ZUERST FIEL MIR nicht ein, warum ich das angestrichen hatte. *Kommen Sie doch näher, sagte ich. Setzen Sie sich doch.* Ich lese gern, fast immer, mit Stift. Und was ich mir anstreiche, notiere ich im Zettelkasten; später, an irgendeinem Sonntagnachmittag, auf den ich manchmal ein Jahr vergeblich warte. Aber das hier. Lohnt das, notiert zu werden? *Aber dazu konnte unsere Nachbarin nur lächeln. Man sieht sie nie lächeln, außer wenn ihr etwas Unnatürliches zugemutet wird: daß sie etwas verschenken soll, zum Beispiel. Oder daß sie sich mitten am Tag hinsetzen soll.* Mir fiel ein, wie mich Onkel Fritz zu Schneiders schickte. Ich war damals zehn, lebte im Kriege für ein paar Wochen auf dem Lande im Lehrerhaus. Bei Schneiders sollte ich etwas abgeben, traf nur Gerhard an. Der saß auf der Bank, die Ellbogen auf dem Tisch. Den Kopf in die Hände gestützt, schaute er auf den Küchenfußboden. Ich fand das schön, wie er da saß. Man hörte nur die Fliegen, mit meinem Klopfen hatte ich schon fast Lärm gemacht. Ich habe damals Gerhard vielleicht ein bißchen beneidet. Und als Onkel Fritz mir sagte, das sei „typisch Gerhard", der solle lieber etwas für die Schule tun oder „wenigstens" seinen Eltern bei der Ernte helfen, da sagte ich nichts. Aber ich fragte mich, ob Gerhard das wirklich „solle", und woher Onkel Fritz das so genau wüßte. *Wer sitzt, der denkt.* Mir fiel der Student ein, der ich vor knapp dreißig Jahren war. Nach drei Semestern schwer erkrankt und deshalb für zweieinhalb Jahre vom Universitätsbetrieb beurlaubt, begann ich wieder zu lesen. Im Rollstuhl sitzend, fielen mir die Stellen besonders auf, die vom Sitzen sprachen. Schon Walter von der Vogelweide konnte offenbar im Sitzen besser denken. Sitzende Menschen bei Galsworthy und bei Stifter. Natürlich ist Sitzen-und-aufstehen-können nicht das gleiche wie Sitzen-und-sich-ins-Bettbringen-lassen-müssen. Aber hat nicht dennoch das Sitzen gleichbleibend auch seine eigene Art. Diese Stellung zwischen aktivem Stehen und passivem Liegen. Eine Zeitlang träumte ich davon, „später" eine Anthropologie des Sitzens zu schreiben. Kein Wunder, daß Rodins Denker und Barlachs lesende

Mönche als Postkarten über meinem Schreibtisch hingen. Stunden habe ich ihnen gelauscht. Und ich entdeckte: Auch Barlachs singender Mann, der mir noch heute als Lesezeichen dient, kann so schön bestimmt nur im Sitzen singen. *Wer Mist auf sein Maisfeld karrt oder ein Stück Land umgräbt oder Hühner schlachtet, muß weit weniger denken als ein Mensch, der in seiner Stube sitzt und auf das Büfett mit den Sammeltassen stiert.* Mir fielen einige Bekannte in unseren Wohnheimen für behinderte Menschen ein. Wie sie dasitzen in ihrer Stube oder auf dem Flur oder bei warmem Wetter am Briefkasten. Oft ist nicht mal eine Sammeltasse da, um die Gedanken aufzufangen, aber vielleicht etwas selber Gebasteltes oder ein Poster an der Wand oder auch der Fernseher. Neulich fragte mich ein junger Mann, der oft sehr unzufrieden in seinem Rollstuhl sitzt: Wissen Sie, was ich geworden wäre, wenn ich nicht behindert wäre? – Nein, keine Ahnung. – Parlamentarischer Staatssekretär im Auswärtigen Amt, politisch so interessiert, wie ich bin! – Was alles ein Mensch denken „muß", „der in seiner Stube sitzt und auf das Büfett mit den Sammeltassen stiert", davon haben wir wohl keine Ahnung.

Die Zeilen aus Christa Wolfs „Juninachmittag" habe ich immer noch nicht in meinem Zettelkasten notiert. Ich glaube, ich finde sie jetzt auch so.

Seit dem November 1979 weiß ich, daß es auch Anti-Millimeter-Geschichten gibt. Da las ich in der Tageszeitung eine dpa-Meldung:

> Vatikanstadt. Ein 50jähriger Italiener hat sich in den Grotten des Petersdomes, unmittelbar vor dem Grab von Papst Johannes XXIII., erschossen.

Wie könnte diese Meldung weitergehen als Millimeter-Geschichte?

Ich stelle mir vor: Der Papst schickt einen Kardinal, die Witwe zu trösten.

Ich stelle mir vor: Die Kurie beschließt: der Mann soll da bestattet sein, wo er das letzte Mal an Kirche, vielleicht an Gott gedacht hat – das Grab des Selbstmörders im Petersdom; er und seine päpstlichen Nachbarn, in gleicher Weise angewiesen auf die Gnade dessen, der am Jüngsten Tage wiederkommen wird.

Ich stelle mir das vor, und habe für einen Augenblick die kleinkarierte Sorge vergessen, die wir Christen gerne hegen um das, was wir so „heilig" nennen. Die Realität, die von der dpa-Meldung festgehalten wird, sieht so aus:

> Vatikanstadt. Ein 50jähriger Italiener hat sich in den Grotten des Petersdomes, unmittelbar vor dem Grab von Papst Johannes XXIII., erschossen. Der durch den Selbstmord als entweiht geltende Ort muß wieder neu konsekriert werden.

Um seinen Sohn machte er sich Sorgen, genauer: um sein Verhältnis zu seinem Sohn. Er fragte sich: Kann ich als Rollstuhlfahrer meinem Sohn der Vater sein, den er braucht, lebhaft wie er ist? Als Gerhard im Krabbelalter war, gab's diese Frage nicht. Er nahm den Sohn auf den Schoß, und beide tobten und quietschten so, daß es die Mutter war, die sich sorgte.

Später war's anders. Zum Beispiel als Gerhard acht Jahre war und leicht singend sagte: Weißt du, was ich jetzt gern machen würde? 'ne Fahrrad-Tour mit dir zusammen! Aber nun war Gerhard vierzehn und enorm gewachsen. Sie machten Urlaub. Und es hätte beiden gut getan, um die Wette zu schwimmen oder einen Ringkampf zu veranstalten. Läßt sich dazu ein Ausgleich erfinden?

Er kam in seinem Elektro-Rollstuhl von einer Spazierfahrt zurück, war in starken Regen gekommen, trotz Regenmantel naß bis auf die Haut. Die Familie half beim Umkleiden, er sollte sich nicht erkälten.

Dann saß man beim Abendbrot, und er sagte, sich bedankend: Da hat sich eben mal wieder alles um mich drehen müssen. Trocken, fast tröstend, gab Gerhard zurück: Ach weißt du: wer den Pfennig nicht ehrt ...!

Da hatte er seinen Boxkampf. Alle lachten. Und als der Vater abends an Gerhards Patenonkel schrieb, beendete er seinen Kurzbericht mit dem Satz: Vater und Sohn waren glücklich.

DREITAUSENDVIERHUNDERTUNDSIEBENUNDZWANZIG Schritte vor Bethlehem tat sie dann doch ihren Mund auf.

Sag mal, Mausi, warum haben wir es eigentlich so eilig? Dummerchen, Josef fast mitleidig; weißt du das wirklich nicht? Wenn wir nicht rechtzeitig zum Weihnachtsmarkt kommen, gibt's nur noch die Reste. Was sollen unsere Nachbarn in Nazareth sagen, wenn wir eben noch drei Lederknöpfe erwischt haben und eine beschädigte Wohlfahrtsmarke?

Dann geh doch alleine, bat Maria. Mir ist nach Kaufen wirklich nicht zumute.

Ich glaub's dir wohl, widersprach Josef. Dem Kaiser geht es, wie jedermann weiß, um die Steuern. Kein moderner Mensch kann sich diesem Trend zum Finanziellen hin entziehen – hab' dich doch bitte nicht so.

Markt kann aber auch sein ohne die Geburt meines Kindes. Die Gottesmutter versuchte es mit Schmollmund.

Schon. Josef ließ sich nicht beirren. Schon, aber nicht schön.

Dafür aber ehrlich, Maria fast trotzig.

Zu ehrlich, Josef wurde etwas lauter. Geld darf doch nicht alles sein, und Kaufen, und Haben, und Reich-Sein. Daher wollen wir beides besser nicht trennen: die klingende Münze und den weihevollen Klang „und als sie daselbst waren ...".

Ach so. Maria begriff allmählich. Damit der Verrechnungsscheck erträglich wird, muß das göttliche Kind in Bethlehem zur Welt kommen.

So ungefähr. Josef wurde leicht verlegen. Er wußte selbst nicht: fühlte er sich ertappt, oder war er stolz, wie klar ihn die Braut plötzlich verstand?

Maria also ging mit. Und in dem Augenblick, da sie das Kind in die Krippe legten, verkaufte zwei Häuser weiter Nikodemus den vorletzten Christstollen.

Soll ich das wirklich alles sagen?, fragte der Engel den Chef; ich meine: der Retter im Futtertrog; in den Windeln der Herr aller Welt; euer Heil im Stall? Da paßt doch wohl besser: Ab

heute stehen eure Geschäfte unter göttlichem Segen!, oder so ähnlich.

Ach was, schmunzelte Gott-Vater. Sag's getrost so, wie es im Drehbuch steht. Und wenn du zurückkommst, erzähl' ich dir etwas über die Lebensnotwendigkeit des himmlischen Kontra.

Als ich aufwachte, mußte ich schmunzeln: Es gibt also auch Millimeter-Träume.

Ich fuhr mit dem Elektro-Rollstuhl auf der Autobahn. Nahe bei Bielefeld glaubte ich, völlig von der richtigen Straße abzukommen. Da waren zwei Spuren, aber nach Autobahn sahen die eigentlich nicht aus. Schilder waren auch nicht da. Auf beiden Spuren gingen Menschen, vor allem auf der rechten. Ich steuerte auf diese Spur zu und fragte eine kleine Gruppe von Menschen, sie hatten die gleiche Richtung wie ich, und ich sah in ihnen deutlich Bethel-Bewohner: Können Sie mir vielleicht weiterhelfen; ich will nach Bielefeld und suche die Autobahn. Das sei ganz richtig, ich müsse nur die andere der beiden Spuren nehmen. Ich bedankte mich, fuhr weiter und hatte nun für ein paar Augenblicke die kleine Gruppe rechts neben mir auf der anderen Straße. Da dreht sich einer der Herren zu mir um: Wenn Sie uns fragen, wir sagen Ihnen alles. Dann tippt er sich mit zwei Fingern grüßend an die Stirn und sagt, als seine nachgereichte Vorstellung: Manfred.

Als ich aufwachte, wußte ich: Darauf kommt es an: seinen Namen sagen, sich selbst einbringen. Was alles wissen wir, was alles sagen wir im Laufe eines einzigen Tages. Und wie selten können wir so konkret werden: Hier geht's längs, nicht dort. Mir fielen behinderte Menschen ein, mit denen ich oft zu tun habe. Mich besticht immer wieder, wie unkompliziert sie mir „alles" sagen; wie sie mir auch ihren „Namen" sagen; wie sie zulassen, daß ich sie kenne.

Der Traum gab mir Schwung am Morgen. Ich nahm mir für den Tag vor, im Kontakt mit meinen Mitmenschen deutlicher „ich" zu sein und „ich" zu sagen. Ich nahm mir also vor, von Manfred zu lernen, ich meine: von denen, die Manfred im Traume vertrat.

Plötzlich sehe ich die Geschichte noch einmal anders: Es könnte ja sein, daß mein Vorhaben, von Manfred zu lernen, sehr naiv ist; naiv so lange, wie mein Ziel „Bielefeld" heißt. Es

könnte ja sein, daß Manfreds Art zu leben gar nicht möglich ist in unseren glatten Großstädten, in denen man sich voreinander versteckt, in denen man Informationen über andere sammelt und hortet, aber möglichst keine Informationen über sich selber hergibt, schon gar nicht seinen „Namen". Es könnte ja sein, daß man so wie Manfred nur in Vororten wie Bethel leben kann, dort also, wo die Menschen sagen: Wenn Sie uns fragen, wir sagen Ihnen alles. Es könnte also sein, daß ich meine Straße verlassen, daß ich hinter Manfred hergehen müßte, um so zu leben wie er.

Aber wäre damit nicht ein vernichtendes Urteil über unsere Städte gesprochen? So kann ich nur hoffen – ich spüre allerdings, wie diese Hoffnung Kraft erfordert – so kann ich nur hoffen, daß auch das andere möglich ist: in die Städte zu gehen und dort, ein bißchen verwegen, Manfreds Lebensart zu versuchen und zu verbreiten. Unsere Städte hätten das bitter nötig.

Woher stammt denn dieses entzückende Sträußchen, frage ich meine Frau. Solche Gänseblümchen hatte ich noch nie gesehen. Sie standen im Wohnzimmer in einer kleinen Glasvase, die bis an den Rand mit Wasser gefüllt war – gefüllt sein mußte; denn die Blumen hatten nur ganz kurze Stiele. Die hat mir Gertrud gebracht, sie hat sie selber gepflückt, erzählt meine Frau. Gertrud ist ein junges Mädchen, stark spastisch behindert. Sie singt mit im Chor, den meine Frau leitet.

Am nächsten Tag treffe ich Gertrud. Ich bringe das Gespräch auf den Strauß und frage etwas herausfordernd, wie sie denn die Blumen wohl allein gepflückt habe. Gertrud klappt das Tischchen hoch, das an ihrem Rollstuhl montiert ist und zeigt mir, wie sie sich nach vorn gebeugt hat. Als sie wieder hoch kommt, sagt sie – und sie bringt den Satz vor Lachen kaum auf die Reihe: einmal bin ich ja fast aus dem Stuhl gefallen. Dann ernst: Bloß dumm, daß ich die nicht besser fassen konnte, jetzt sind die Stiele so kurz. – Meine Frau hatte ihr aber schon gesagt, daß es auch so gut geht, daß man dann eben ein paarmal öfter Wasser nachtropfen läßt.

Ich frage: Und warum stellen Sie die Blumen nicht sich selber ins Zimmer? Gertrud schaut mich etwas hilflos an: Nein, die waren für Ihre Frau.

So sorgfältig sind wir kaum jemals mit einem Blumenstrauß umgegangen wie mit den Gänseblümchen von Gertrud.

Früher dachte ich,
wenn mein Vetter den dicken Apfel bekommt
und ich den kleinen,
das wäre ungerecht.
Heute weiß ich,
wenn die Rede des Bundeskanzlers
in jeder Zeitung steht,
und was Gudrun, die dreijährige Nachbarstochter,
vor der Tür zum Gips-Raum
in ihre Kissen weint –
zweimal schon wurde sie eingegipst,
sie weiß, was das heißt –,
und das steht nicht in der Zeitung,
mit keiner Silbe,
das ist ungerecht.

Früher dachte ich,
wenn unsere Truppen
auf dem Balkan
wieder ein Partisanen-Nest aushoben,
das wäre wichtig.
Heute weiß ich,
wenn Rosel T. ihrem Mann,
er sitzt für sieben Jahre,
schreibt, sooft sie kann,
ihn besucht, sooft sie darf,
das ist wichtig.

Früher dachte ich,
wenn alle Länder
alle Kanonen
an einem Tage
zerstören,

das wäre gut.
Heute weiß ich,
wenn ich einen ganzen Tag
alle meine Mitmenschen
fast nicht schädige,
das ist gut.

Wenn ich Mandelkuchen esse, denke ich an Gerda, die ich nie gesehen habe.

Vor einiger Zeit besuchte ich einen Kollegen in Ostwestfalen. Er wird gleich kommen, sagte seine Frau; er mußte noch zu einer Beerdigung. Er tat mir etwas leid, denn ich wußte: Beerdigungsansprachen fallen ihm besonders schwer. Quasseln möchte ich nicht, hatte er einmal gesagt; die Zähne auseinanderkriegen soll ich aber – mach das mal, wenn du Eltern vor dir hast, die ihr Kind zu Grabe tragen. Nein, sagt seine Frau jetzt, heute hat er nicht selber die Beerdigung; er geht nur mit; Gerdas Nachbar ist gestorben, die wollte er nicht allein lassen.

Gerda – mir fiel ein, was mein Kollege mir erzählt hatte. Wenn er seinen Sohn morgens zur Schule brachte, überholte er regelmäßig auf der Landstraße eine alte Frau, die einen zugedeckten Leiterwagen hinter sich herzog. Eines Morgens bleibt er stehen, steigt aus, geht auf die Frau zu, stellt sich ihr vor und fragt sie nach ihrem Woher und Wohin. Das ist meine Arbeit, sie zeigt auf den Leiterwagen. Jeden Morgen holte sie ein Wägelchen Tabakblätter von der Zigarrenfabrik ab. Die strich sie zu Hause glatt, sortierte sie und fuhr sie am nächsten Morgen zurück. – Der Sohn sollte pünktlich zur Schule kommen. Mein Kollege ließ sich die Anschrift nennen: ich komme mal vorbei. Sie wohnte im nächsten Dorf, und als er hinkam, saßen sie beide da und strichen Tabakblätter glatt: die alte Frau und Gerda, ihre Tochter; die war eine Frau in mittleren Jahren und geistig behindert. Als Gerdas Mutter starb, hatte sie so viele Blätter glattgestrichen, daß Gerda ihr Auskommen hat. Mein Kollege schaut ab und zu mal nach dem Rechten. Er hatte das der alten Dame mehrfach versprechen müssen. Als er an ihr Sterbebett kam, mußte er seinen Namen sehr laut sagen. Sie schlug die Augen auf und sagte nur: Es bleibt doch dabei? Ja, es bleibt dabei. Und zwei Stunden später war sie tot. So fährt er Woche für Woche hin. Und als seine Frau einmal bei ihr die Gardinen gewaschen hatte, erzählte Gerda

ihm nachher stolz, die Nachbarn hätten gefragt, welches Waschpulver denn die Frau Pfarrer nehme, die Gardinen seien ja unglaublich hell geworden.

Jetzt war Gerdas Nachbar gestorben, und mein Kollege mochte sie bei der Beerdigung nicht allein lassen. Gerda hatte Wert darauf gelegt, daß er eine halbe Stunde vor Beginn der Trauerfeier komme, sie wollte einen guten Platz haben. Das fand er fast übertrieben, willigte dann aber doch ein. Nun, sagte er, da habe ich eben ein Schläfchen gehalten; das kommt ja auch nicht alle Tage vor, daß man als Pfarrer in der Kirche schlafen kann.

Er war also inzwischen nach Hause gekommen, und er hatte zwei Tüten Mandelkuchen mitgebracht. *Eine* Tüte den Gästen nach der Kaffeetafel mitzugeben, ist dort auf dem Dorf üblich. Gerda hatte ihm noch ihre Tüte aufgenötigt, die Kinder würden sich gewiß freuen.

Als wir Kaffee tranken und Mandelkuchen aßen, erzählte mein Kollege, wie Gerda sich gefreut habe. Immer wieder hätte sie ihren Bekannten, mit dem Daumen auf ihren Begleiter zeigend,.stolz gesagt: Er geht auch mit, er geht auch mit! Nur die drei alten Herren, Schulkameraden des Verstorbenen, die er bei der Kaffee-Tafel begrüßte, fragten erstaunt: Was machen Sie denn hier? Er sagte: Sie kennen doch Gerda. Natürlich kannten sie Gerda. Ja wissen Sie, bei der Gerda bin ich so eine Art Hausmeister. Ob sie das verstanden haben, wußte er nicht recht; aber sie fragten nicht mehr weiter.

Noch heutzutage, wenn ich Mandelkuchen esse, denke ich an Gerda und an meinen Kollegen im Ostwestfälischen.

ABSCHLIESSEND möchte ich eine Begebenheit erwähnen, auch sie habe ich nicht erfunden.

Ein junger Mann, sehr schwer behindert, erzählte mir. Er wohnte in einem Pflegeheim. Er fühlte sich dort versorgt, sonst nichts.

Eines Tages machten die Mitarbeiter ihren Jahresausflug. Mit freiwilligen Hilfskräften war eine Art Notdienst eingerichtet. Schon morgens beim Schnitte-Streichen klappte es nicht recht. Denn niemand wußte, wo die Marmelade war. Mein Bekannter wußte es. Aber seine Beschreibung wurde nicht verstanden. Er gab daher zu erkennen, daß er in die Küche gefahren werden wollte. Man tat es. Dort ließ er sich zum „richtigen" Schrank schieben. Man fand die Marmelade, er hatte das Frühstück gerettet. Er schloß seinen Bericht: „Da fühlte ich mich rehabilitiert."

Auf den ersten Blick meint man, man habe eine Millimeter-Geschichte vor sich. Ich weigere mich aber, diese Begebenheit so zu nennen. Denn was mein Bekannter erlebte, hatte nicht diesen Inhalt: Er konnte endlich einmal unverwechselbar er selbst sein. Was er erlebte, verdankte er einer organisatorischen Panne. Bei ihm war mehr und anderes möglich als ein momentanes Gefühl. Tatsächlich bewohnt er inzwischen eine Kleinwohnung, in der er von Zivildienstleistenden versorgt wird. Auch heute sagt er: „Ich fühle mich rehabilitiert." Aber das ist jetzt etwas anderes.

Der Ausdruck „Millimeter-Geschichte" darf auf keinen Fall als Einladung verstanden werden, sich da mit Kleinigkeiten zufrieden zu geben, wo ein ganzer „Schritt" möglich wäre. Meine Texte wollen keine Gute-Nacht-Geschichten sein, die das Einschlafen oder das Weiterschlafen erleichtern. Eher schon Morgen-Choräle, Weck-Rufe gegen die Resignation; Ermutigung für Situationen, in denen sich die richtigen Ideen, die wir im Kopf haben, oft höchstens ansatzweise verwirklichen lassen.

Diese Texte wollen sensibel machen für kleinste, aber wichtige Schritte da, wo die Verhältnisse das Miteinander von Menschen zu lähmen drohen. Auf diese Weise wollen sie ermutigen zum „Weitermachen" auch unter Bedingungen, die spektakuläre Erfolge nicht erwarten lassen. „Weitermachen" meint gleichzeitig auch dieses: Die Texte wollen anregen, nun selber ähnliche Geschichten in der eigenen Umgebung aufzuspüren – und vielleicht auch aufzuschreiben.

Vandenhoeck & Ruprecht